



Gruselig und komisch

Gert Hofmann: „Der Kinoerzähler“. Carl Hanser Verlag, München; 304 Seiten; 34 Mark.

Manche Kritiker haben Gert Hofmanns Roman vom „Kinoerzähler“ als irrwitzig komisches Buch empfunden und empfohlen. Andere, so zum Beispiel Frankfurts Ex-Kulturdezernent



Hofmann

Hilmar Hoffmann, als unendlich trauriges Buch. Hoffmann bemüht für Hoffmann Vokabeln wie hilflos, heillos, ratlos, trostlos – die mögliche Hoffnung müsse sich der Leser selbst konstruieren. Laut *Frankfurter Allgemeiner* dagegen ist der „Kinoerzähler“ „erschreckend komisch“ und das „amüsanteste Stück deutsche Prosa“ gleich der letzten Jahrzehnte. Wie denn nun, was denn nun?

Die Wahrheit ist, daß sowohl die Trübsalbläser zu Hofmanns Ehren wie auch diejenigen, die sich über seine Prosa kaputtlachen wollen, recht haben. Beide. Und zwar völlig.

Hofmann erzählt die Geschichte seines Großvaters, der in einem kleinen sächsischen Nest Kinoerzähler war – das heißt: Er wühlte zu den Stummfilmen der zwanziger Jahre, die noch bis in die dreißiger dort liefen, in den Klaviertasten und erläuterte mit einem Zeigestock den Leuten die Handlung. Doch weh und ach, es kommt der Tonfilm. Opa, ein Künstler an sich; der nichts gelernt hat, als Filme zu erzählen, wird brotlos. Das schiebt er dem jüdischen Filmtheaterbesitzer Theilhaber in die Schuhe, weil der auf den schrecklichen neuen Ton setzt.

Da nun die dreißiger Jahre auch die Zeit der Nazis sind, landet der arbeitslose Opa bei den braunen Rächern der Enterbten: Hofmanns Buch, aus der Erinnerungsperspektive des Enkels mit gnadenloser Liebe erzählt, führt als eindringlich realistisches Sprachkunststück vor, wie die apolitischen Provinzler Mitläufer, ja Mittäter wurden, ohne es auch nur zu kapiieren. Und das ist in der mitleidslosen Genauigkeit schon geradezu gruselig anheimelnd und schrecklich komisch oder besser: schrecklich und komisch zugleich.

Mein erster Neger



Margit Schreiner

Katholisches Mädchenleben

Margit Schreiner: „Mein erster Neger. Afrikanische Erinnerungen“. Hoffmanns Verlag, Zürich; 176 Seiten; 28 Mark.

Franzi Brandmüller hat eine fleischige Nase. Die Beine sind stämmig, die Arme kräftig, der Hals ist dick. Ein so grobes wie unartiges



Schreiner

Kerlchen. Trotzdem – oder gerade deshalb – spielt das Mädchen mit Franz. Sie stecken sich Murneln in die Nasenlöcher und greifen sich beherzt in die Hosen. Eines Tages ist es freilich ein Baßgitarrist, der das Mädchen ins Bett kriegt. Ättsch!

Die 1953 geborene Österreicherin Margit Schreiner erzählt heimliche Geschichten aus dem katholischen Mädchenleben der frühen sechziger Jahre. Von Teenagern, die gefangen sind in alpiner Provinz und gerade deshalb so fasziniert von Sonderlingen jedweder Art, dem schwulen Onkel in Viehhofen oder dem langhaarigen Sohn der Tante im Ruhrgebiet.

Die schönste Geschichte des Buches, die Titelgeschichte, spielt in Caorle/Italien. Das Mädchen trifft sich heimlich mit einem braungebrannten, viel älteren Touristen, den sie für einen Neger hält. Ein Ausweg aus den Ritualen eines nur zu typischen Familienurlaubs. Für diese Geschichte bekam Margit Schreiner beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 1990 viel Beifall, wurde aber nicht preisgekrönt, weil der Text vorher bereits publiziert war.

Das ist schon sehr schön erinnert, wie das Leben im Rhythmus der Geburts- und Wandertage, der Ferien auf dem Bauernhof und kleiner Weltreisen verläuft. Und in

einem Tonfall bewußter Naivität kunstvoll erzählt. Heimatliteratur im besten Sinne des Wortes. Geschichten voller Fernweh und Aufbruchstimmung. Am Rande haben sie alle irgendwie mit Afrika zu tun.

Prächtig schwelgt Margit Schreiner in Details: die fleischfarbenen Strumpfhalter, der Heringssalat am Abend, der Siegeszug der Salzstangen. All das mag dazu führen, daß einem zu heimelig wird bei der Lektüre. Aber so ist das nun mal mit der Wirtschaftswunder-Generation: Sie muß sich

nicht freischreiben von historisch wirklich bedrohlichen Kindheitserlebnissen. Dafür sind Ludwig Harig und andere zuständig.



Verlorenes Wochenende

Peter Kurzeck: „Keiner stirbt“. Verlag Stroemfeld/Roter Stern, Basel/Frankfurt am Main; 276 Seiten; 38 Mark.

Auf alten Fotos, unter der Lupe zur Überdeutlichkeit verzerrt, sehen die Figuren manchmal so aus, graue Schemen, Traumgestalten gleich, und jedes Detail ist bedeutend, allmächtig, für einen Moment dem Vergessen entrissen und dabei doch seiner wirklichen Bedeutung, des Flüchtigen seiner Existenz, beraubt: „wie ein angehaltener Film, für unser Gedächtnis“. „Keiner stirbt“ ist die Geschichte eines verlorenen Wochenendes im